

(Nachdruck verboten.)

27]

Der Sumpf.

Roman von Upton Sinclair. Autorisierte Uebersetzung.

Weihnachten war nahe, und weil Schnee und Kälte noch anhielten, trug Jurgis sein Weib Morgen für Morgen an ihre Arbeitsstätte. Er mankte mit ihr durch den Schnee, bis in einer Nacht das Ende kam.

Es war drei Tage vor dem Feste. Um Mitternacht kamen Marija und Elzbieta heim; sie waren in großer Erregung, weil sie Ona nicht gefunden. Nachdem sie auf sie gewartet, waren sie nach Onas Arbeitsraum gegangen und hatten dort erfahren, daß die Näherinnen schon vor einer Stunde entlassen waren. Schnee lag nicht, auch war es nicht besonders kalt, und doch war Ona nicht gekommen! Was hatte sie zurückgehalten? Jurgis hörte die Geschichte verdrießlich an. Ona mußte wieder mit Zadvyga gegangen sein, vielleicht war sie wieder zu müde gewesen. Geschehen konnte ihr nichts sein, und selbst, wenn es der Fall war, bis zum Morgen war nichts zu machen. Jurgis drehte sich im Bette um und schnarchte, ehe die beiden die Tür geschlossen hatten.

Am Morgen war er jedoch eine Stunde vor der Zeit auf. Zadvyga Marginskus wohnte mit Mutter und Schwester an der anderen Seite der Hofe, in einem einzigen kleinen Kellerzimmer. Ihre Heiratspläne hatte sie für immer aufgegeben — Nikolaus hatte durch Blutvergiftung eine Hand verloren. Das Zimmer lag an der Hinterseite des Hauses, und man erreichte es, wenn man durch einen langen Hof schritt. Jurgis sah Licht im Fenster, als er näher kam; er klopfte, halb in Erwartung, daß Ona antworten würde.

Statt dessen kam eine von Zadvygas kleinen Schwestern. Sie starrte Jurgis an.

„Wo ist Ona?“ fragte er.

„Ona?“ fragte das Kind erstaunt zurück.

„Ja, ist sie nicht hier?“

„Nein,“ erwiderte das Kind, und Jurgis fuhr zusammen.

Einen Augenblick später schaute Zadvyga um die Ecke, zog sich aber zurück, als sie Jurgis erblickte; sie war noch nicht fertig angezogen. Jurgis möchte sie entschuldigen, rief sie. Ihre Mutter wäre krank —

„Ona ist nicht hier?“ fragte Jurgis dazwischen, viel zu erschreckt, um das Ende der Rede abzuwarten.

„Nein!“ entgegnete Zadvyga. „Wie kommst Du darauf, daß sie hier sein könnte? Hat sie's gesagt?“

„Nein! Aber sie ist nicht heimgekommen, und ich glaube es, sie wäre mit Dir gegangen wie voriges Mal.“

„Wie voriges Mal?“ sprach Zadvyga verwirrt nach.

„Als sie die Nacht hier blieb,“ sagte Jurgis.

„Das ist ein Irrtum!“ sagte das Mädchen rasch. „Ona ist niemals eine Nacht hier geblieben.“

Es war ihm nicht möglich, den ganzen Umfang dieser Antwort zu begreifen.

„Wie? Wie?“ rief er. „Vor zwei Wochen — Zadvyga! Sie sagte es mir. Es schneite, und sie konnte nicht gehen.“

„Es muß ein Irrtum sein,“ wiederholte das Mädchen. „Sie kam nicht hierher.“

Er trat auf die Türschwelle, und Zadvyga, welche Ona sehr gern hatte, öffnete erschreckt, ihre Tade vor die Brust haltend, die Tür.

„Bist Du sicher, daß Du sie nicht mißverstanden hast?“ schrie sie. „Sie muß etwas anderes gemeint haben. Sie —“

„Sie sagte, hier!“ beharrte Jurgis. „Sie erzählte mir alles von Dir, wie Du gewesen wärest, was Du gesagt hättest. Bist Du ganz sicher? Hast Du's nicht vergessen? Oder warst Du vielleicht nicht da?“

„Nein, nein!“ rief sie — sie wurde von einer verdrießlichen Stimme unterbrochen, welche aus dem Zimmer kam: „Zadvyga, das Baby bekommt Zug. Mach die Tür zu.“

Jurgis blieb noch eine halbe Minute stehen und stotterte noch einige Worte durch die Türspalte. Dann ging er weg.

Halb betäubt ging er, ohne zu wissen wohin. Ona hatte ihn betrogen! Sie hatte ihn belogen! Was konnte das bedeuten? Wo war sie gewesen? Wo war sie jetzt? Er konnte nicht denken, viel weniger recht klar mit sich selber werden.

Hundert Möglichkeiten durchschwirrten sein Hirn — ihn überkam die Ahnung eines kommenden Unglücks. Weil er weiter nichts zu tun wußte, ging er wieder zu dem Stationsbureau, um dort zu warten. Er wartete bis 8 Uhr, dann ging er in Onas Arbeitsraum, um Onas Aufseherin nach seiner Frau zu fragen. Aber Onas Aufseherin war noch nicht gekommen, denn auf allen Linien der Straßenbahn war der Betrieb wegen eines Vorfalles im Krafthause schon am vergangenen Abend eingestellt. Die Näherinnen arbeiteten unter einer Ersatz-aufseherin. Das Mädchen, welches Jurgis Bescheid gab, tat sehr geschäftig und sah so ängstlich aus, als würde sie bewacht. Jetzt kam ein Mann mit einem Karren in den Raum. Er kannte Jurgis und trat neugierig näher.

„Es mag sein, daß die Bahn schuld ist,“ vermutete er; „vielleicht ist sie zur Stadt gegangen.“

„Nein,“ sagte Jurgis, „sie ging niemals zur Stadt.“

„Vielleicht nicht!“ sagte der Mann.

Jurgis glaubte zu sehen, daß der Mann einen Blick mit dem Mädchen wechselte und fragte rasch: „Was weißt Du davon?“

Aber der Mann hatte keine Zeit mehr, er lief fort. „Ich weiß nichts davon!“ rief er nur noch über die Schulter. „Wie kann ich wissen, wohin Deine Frau geht?“

Jurgis ging wieder hinaus und wanderte vor dem Gebäude auf und ab. Er blieb den ganzen Morgen, ohne an die Dingersfabrik zu denken! Um Mittag ging er zur Polizeistation, um Nachfrage zu halten, und nahm dann seine Wanderung vor dem Gebäude wieder auf. Gegen Abend erst ging er heim. Er kam durch die Abland Avemie. Die Wagen liefen wieder; einige begegneten ihm, bis obenhin mit Leuten besetzt. Der Anblick brachte ihm des Mannes sarkastische Bemerkung in Erinnerung. Unwillkürlich bewachte er die Wagen und plötzlich schrie er auf — und blieb stehen. Er rannte vorwärts — und blieb immer nur wenig hinter dem Wagen zurück. Jener alte abgefärbte schwarze Hut mit der geknickten roten Blume mußte ja nicht gerade Onas Hut sein, aber er glich ihm sehr. Jurgis würde bald Gewißheit haben, weil Ona, wenn sie es war, in kurzem aussteigen mußte. Sie stieg aus — und Jurgis stürzte ihr nach. Der Argwohn war jetzt riesengroß in ihm gewachsen. Er sah sie ins Haus treten! Er wandte sich ab — fünf Minuten lang ging er auf und ab, seine Hände krampften sich zusammen, er biß die Zähne aufeinander — sein ganzes Wesen war in Aufruhr. Dann trat er ins Haus.

Als er die Tür öffnete, sah er Elzbieta, welche Ona auch gesucht hatte und vor kurzem erst heimgekommen war. Sie legte den Finger auf die Lippen.

„Mach keinen Lärm!“ flüsterte sie hastig.

„Was ist?“ fragte er.

„Ona schläft!“ stöhnte sie. „Sie ist sehr krank — ich glaube, sie ist ganz von Sinnen. Jurgis! Sie hatte sich diese Nacht auf dem Wege verirrt, und ich habe sie eben zur Ruhe gebracht.“

„Wann kam sie?“ fragte er.

„Bald nachdem Du heute Morgen fortgegangen warst,“ sagte sie.

„Ist sie seitdem ausgewesen?“

„Nein, gewiß nicht. Sie ist so schwach, Jurgis; sie —“ Er knirschte mit den Zähnen.

„Es ist nicht wahr!“ sagte er.

Elzbieta wurde bleich.

„Wie!“ stotterte sie. „Was meinst Du?“

Aber Jurgis antwortete nicht. Er stieß sie zur Seite und ging in das Schlafzimmer. Ona sah auf dem Bette, ihr entsetzter Blick flog zu ihm. Er schloß die Tür vor Elzbieta und ging zu seiner Frau.

„Wo bist Du gewesen?“

Ihre Hände lagen krampfhaft verschlungen in ihrem Schoße, und ihr Gesicht war totenblau und verzerrt. Sie versuchte zweimal vergeblich zu antworten, dann sagte sie leise und hastig:

„Jurgis — ich — ich war von Sinnen. Ich wollte gestern Abend heimgehen und konnte den Weg nicht finden. Ich ging, ich ging die ganze Nacht — glaube ich — heute Morgen kam ich heim — heute Morgen.“

„Dann brauchst Du Ruhe,“ sagte er hart. „Warum gingst Du wieder aus?“

Er sah ihr gerade ins Gesicht, sah, wie sie von plötzlicher Furcht ergriffen wurde und wie sich wilde Ungewissheit in ihren Augen abspiegelte.

„Ich — ich — hatte — etwas zu — kaufen,“ stammelte sie fast unhörbar. — „Ich wollte —“

„Du lügst!“
Er ballte die Fäuste und trat einen Schritt näher. „Warum lügst Du?“ schrie er heftig. „Was hast Du getan, daß Du lügen mußt?“

„Furgis!“ schrie sie, entsetzt auffahrend. „O Furgis, wie kannst Du das sagen?“

„Ich sage: Du hast gelogen!“ schrie er. „Du sagtest mir neulich, Du wärest bei Zadvoga geblieben, und es ist nicht wahr! Du warst, wo Du auch die letzte Nacht gewesen bist — in der Stadt! Ich sah Dich, als Du aus dem Wagen stiegst. Wo warst Du?“

Es war, als hätte er ihr ein Messer ins Herz gestoßen. Eine halbe Minute schwankte sie hin und her und starrte ihm mit Entsetzen in das Gesicht, dann wankte sie aufschreiend zu ihm und streckte die Arme nach ihm aus.

Er aber trat zur Seite. Sie saßte nach dem Bettposten, um sich zu halten — dann sank sie zusammen, barg das Gesicht in den Händen und brach in herzzerreißendes Weinen aus.

Einer der Anfälle, welche ihn so oft in Schrecken gesetzt hatten, überfiel sie.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Geheimmittelschwindel.

Eigentlich sollte man denken, daß die neueren gesetzlichen Bestimmungen dem Geheimmittelschwindel ein Ende gemacht hätten. Die Zusammenziehung der Mittel muß in den öffentlichen Ankündigungen von den Fabrikanten selbst mitgeteilt werden und in den meisten deutschen Bundesstaaten bestehen Polizeivorschriften, denen zufolge eine Nichtbefolgung dieser Forderung Geldstrafen bis zu 150 Mark oder Haftstrafen bis zu 6 Wochen nach sich zieht. Auch schützt sich der Fabrikant keineswegs genügend vor Strafe, wenn er die Ingredienzien des Mittels nur in Form eines dem großen Publikum unverständlichen lateinischen Rezepts bekannt macht, denn die in bezüglichen Streitfällen gegebenen Gerichtserkenntnisse lauten dahin, daß man unter Geheimmittel solche Arzneien und Heilmittel zu verstehen hat, deren Zusammensetzung und Zubereitung nicht in einer auch dem Laien leicht fahrbaren Weise zur öffentlichen Kenntnis gebracht sind. Die Anpreisung alles dessen, was in der Rubrik „Geheimmittel“ fällt, ist jedoch unbedingt strafbar. Wenn trotzdem manche Fabrikanten dieser bedenkliehen Ware nicht die Schwere des Gesetzes zu fühlen bekommen, so liegt dies eben daran, daß der Begriff des Wortes „Geheimmittel“ doch nicht immer die gleiche Auffassung erfährt. So gehört zum Charakter des Geheimmittels z. B. auch, daß sein Wert im Verhältnis zu seinem Preise steht, daß das Publikum über seine Wirkungen getäuscht wird usw. Ueber all dies aber kann man ja verschiedene Ansichten sein. Verwirrt wird die Sache aber auch noch insofern, als eine präzise Scheidung zwischen Geheimmitteln und pharmazeutischen Spezialitäten fast unmöglich ist. Das letztere sind Präparate, die nach besonderen Rezepten, respektive Vereinerungsmethoden, von denen man sich eine erhöhte Wirksamkeit verspricht, unter bestimmten Schutzmarken hergestellt werden. Allerdings läßt man diese zuteilen auch fort. Ebenso wie die pharmazeutischen Spezialitäten oft ihre hervorragend heilbringenden Eigenschaften durch die glückliche Kombination verschiedener Medikamente, die an sich ziemlich indifferent sind oder jedes für sich ganz anders wirken, als vereinigt, wie ferner durch eigentümliche Darstellungsmethoden erhalten, so ist das auch häufig bei den Geheimmitteln der Fall. Ja, es kann hier, wie dort sogar vorkommen, daß die Mittel direkt als Specifica bei einzelnen Krankheiten wirken. Wie sehr aber auch dieser Umstand die Bestimmung erschwert, ob ein Präparat als Geheimmittel zu betrachten ist, liegt klar auf der Hand. Nach dem Bundesratsbeschlusse vom 25. Januar 1900 arbeitet man jedoch daran, genauere und für alle Bundesstaaten gleichmäßige Vorschriften zu finden, die geeignet sind, alle diese Unklarheiten aus dem Wege zu räumen.

Da liest man z. B. in einer Zeitung: „Leute, die an Asthma leiden, mögen ihre Adresse Herrn Z. in J. einfinden“ oder „Gichtleidenden wird der Rat erteilt, sich an Frau M. zu wenden“ oder auch „Gegen Einfindung einer 10 Pfennigmarke bin ich bereit, mitzuteilen, wie ich meine Schwerhörigkeit los wurde.“ Wer sich auf solch ein Inserat hin meldet, dem wird geschrieben, daß das einzig Richtige in seinem Fall ein Mittel wäre, das er nach Uebersendung einer bestimmten Summe umgehend per Post erhalten würde. Häufig wird denen, die „vertrauensvoll“ ihre Adresse angeben, aber auch gleich, ohne daß der betreffende Auftrag erfolgt ist, das Wundermittel zugesandt und der Betrag durch Postnachnahme eingezogen. Ich habe viele solcher Fälle miterlebt. Vor einer Reihe von Jahren hatte ich eine ältliche Aufwärterin, die so stark an Rheumatismus litt, daß sie zeitweise am Stod gehen mußte. Sie klagte ihrer Hauswirtin ihr Leid und diese sagte: „O, Ihnen kann geholfen werden. Da kenne ich einen Mann, der heilt alle Krankheiten. Der versteht vielmehr, als alle Aerzte der Welt zusammen genommen. Leute, die von den berühmtesten Professoren für unheilbar erklärt waren, machte er in wenigen Tagen wieder gesund.“ Meine alte Frau Seiffert pißte die Ohren und nahm sich vor, sich an den Wundertäter zu wenden, da sie aber im Augenblick das Reizen nicht quälte, so verschob sie's einstweilen. Aber am dritten Tage bereits brachte der Briefträger ein ziemlich voluminöses Paket unter Nachnahme von 7 Mark 50 Pfennig und da die Adressatin zufällig nicht zu Hause war, legte die freundliche Hauswirtin den Betrag aus. Darob Entsetzen der Frau Seiffert, für welche 7 Mark 50 Pfennig ein Kapital bedeuteten. Sie wollte das Paket nicht annehmen, aber da es nun einmal bezahlt war, tat sie's doch, wohl in der geheimen Hoffnung, ihrer zufälligen Freundin die ausgelagte Summe niemals zurückerstatten. Das hat sie denn auch nicht getan, aber nach endlosen Zankereien gab sie jener einige Stücke ihres armseligen Hausrats, um sie damit einigermaßen schadlos zu halten. Die Sache endete damit, daß die Hausbesitzerin ihre Mieterin auf die Strafe setzte. Was das Wundermittel aber anbetraf, so hat die Frau Seiffert es verbraunt, denn sein Gebrauch erwies sich als so unangenehm, daß sie den ersten Versuch damit nicht wiederholte. Ich habe es leider nicht gesehen, aber ich vermute, daß es mit irgendwelchen Narcotika getränkt gewesen ist, denn die Alte sagte, daß sie, nachdem sie eine Tasse von dem fürchterlich schmedenden Tee getrunken hatte, in einen Betäubungsschlaf verfunken sei, aus dem sie am anderen Morgen unter entsetzlichen Kopfschmerzen erwacht sei.

Häufig wird Leidenden auch durch ein Zeitungsinserat empfohlen, sich eine Broschüre kommen zu lassen, die kostenfrei versandt wird und über die Natur des in Rede stehenden Leidens Belehrung erteilt. Wie lockend das klingt! Kostenfrei! Wer möchte nicht gern die paar Pfennige daran wenden, um das Porto für das herrliche Werk zu bezahlen! Natürlich wird in letzterem auch nur auf ein Wundermittel hingewiesen oder — was der höhere Bauernsinn ist — auf Heilapparate, die gegen Einfindung einer meist gar nicht so kleinen Summe von irgend einem alten Weib zu beziehen sind. Aber diese Apparate! Noch nie hat es etwas Ähnliches gegeben. Sie heißen nicht nur das in Frage kommende Leiden, sondern auch alle bestiebigen anderen, ja, sie machen eigentlich bereits Tote wieder lebendig. Schädigt nun jemand das geforderte Geld ein, so erhält er den Faubergegenstand, aber — diesem liegt ein Schreiben bei, welches mitteilt, daß zum Gebrauch des Apparates auch noch eine Anzahl Medikamente im Betrage von soundsoviel gehören. Ohne diese ist der wunderwirkende Gegenstand nutzlos. Sein Besitzer ärgert sich, aber was soll er machen? Er hat das Ding nun einmal, also wird auch das Geld für die Salben, Pulver usw. eingekauft. In der beschriebenen Weise werden armen Leuten oft 20 bis 30 M. von ihrem sauer erworbenen Verdienst aus der Tasche gelockt. Ich kannte ein ältliches Ehepaar aus dem Handwerkerstande, das auf solche Zeitungsinserte, wie die erwähnten, immer von neuem hineinfiel. Der Mann litt an Schwerhörigkeit, aber mochte er dem Erfinder des Geheimmittels seinen Zustand nicht richtig geschildert haben — genug, der Apparat, welchen er für 15 M. zugekauft erhielt, war ein altmodischer, ramponierter Inhalationsapparat! Man höre und staune, bei Schwerhörigkeit ein Inhalationsapparat! Das scheußliche Zeug, dessen Dämpfe er inhalieren mußte, roch so entsetzlich und verbreitete einen solchen Qualm, daß man noch einige Tage später von einem Hustenanfall betroffen wurde, wenn man die Wohnung betrat. Das alte Ehepaar aber meinte, das wäre wohl gerade das Heilkräftige bei dieser Kurmethode. Trotzdem setzte der Mann das Inhalieren nicht länger fort, weil die Sache gar zu widerwärtig war.

Es gibt eben kein wahreres Sprichwort, als das, welches besagt, daß eine gewisse Sorte Menschen nie ausstirbt.

Die besten Kunden der Händler mit Geheimmitteln sind aber doch wohl die Frauen, welche für irgend einen Schönheitsfehler Abhilfe wünschen oder welche gern magere werden möchten. Die Geheimmittel für Korpulente sind entweder unvernünftig starke Laxantien (Abfühnmittel) oder Thyroidinpräparate. Thyroidin, für das Schilddrüsensubstanz zur Verwendung gelangt, eines der gebräuchlichsten organotherapeutischen Mittel, wird auch von den Aerzten bei Fettsucht angewandt, aber — mit welcher Vorsicht! Dadurch, daß der Laie es nimmt, ohne ärztliche Verordnung und heimlich — denn die meisten Frauen, welche sich Mittel verschaffen, um schlanker zu werden, verbergen dies ja ängstlich vor jedermann — entsteht meist eine ungeheure Gefahr für seine Gesundheit und sein Leben. Er weiß ja auch nicht, ob das Thyroidin für seinen Zustand taugt, er weiß auch nicht, wieviel er davon nehmen soll

und ist meist geneigt, die Dosen allzu sehr zu steigern. Wie viele Opfer die heimlichen Schilddrüsenkuren in den letzten Jahren schon gefordert haben, ahnt das Publikum ja gar nicht. Das satanische bei diesem Mittel besteht vor allem darin, daß es Diabetes herbeiführt. Anfangs merken die, welche es nehmen, noch keine Beschwerden, dann mit einmal — fast immer so plötzlich — fällt es ihnen auf, daß die Abnahme des Körpergewichts lehtin denn doch eine zu rapide gewesen ist, nun hören sie mit der Kur auf, aber da melden sich auch bereits Beschwerden und der konsultierende Arzt konstatiert Zuckerkrankheit. Nicht ganz so viel Unheil, aber immerhin auch noch genug schaffen die Mittel, um stärker zu werden. Auch für diese sind Frauen die besten Abnehmerinnen. Vorsicht vor diesen wie vor jenen — Vorsicht vor allem, was in die Kategorie der Geheimmittel gehört! Im günstigsten Fall enthalten sie gleichgültige Bestandteile, die man nur hundert Prozent teurer bezahlt, als wenn man sie unter richtiger Flagge in der Apotheke oder Drogenhandlung kauft. —

Kleines feuilleton.

Uebersieben. Die Voreingenommenheit spielt auch in der mittelalterlichen Rechtsprechung eine verhängnisvolle Rolle. Bis zum 11./12. Jahrhundert beruhte Beweisführung und Urteil in allen peinlichen Anlagen auf dem Geständnis oder den vereideten Zeugenaussagen von sieben unbescholtenen Männer, deren Aussagen sich aber auf Augenschein und Tatsache stützen mußten. Das 12./15. Jahrhundert aber gewöhnte sich daran, Geständnis und Tatsachematerial soviel wie möglich auszuschalten und das Urteil auf bloßen Verdacht und bösen Leumund hin herauszubringen. Es genügte dann zur Ueberführung, wenn der Kläger und sechs Eideshelfer aussagten, daß sie dem Angellagten der Tat für fähig hielten. Auch der Richter mußte, wenn er als öffentlicher Ankläger auftrat, den Anschuldigungsseid, laut dem „Sachsenspiegel“ genau so selbstbeient schwören „selbst getüge sein“, wie irgend ein anderer Privatkläger. Im Kapitel 18 des Regensburger Landfriedens von Kaiser Rudolf I wird über eine solche Anklage gesagt: „Wer einen schädlichen Mann vor Gericht gefangen bringt, dieselbe oder „der Richter“ soll schwören, daß er ein so schädlicher Mann sei, daß man über ihn richten solle; und dann sollen sechs schwören, daß der Eid wahr sei. Danach soll man fragen (die Schöffen), wie man über ihn richten soll.“ — Jemand ein Schuldbeweis, oder auch nur der Schatten eines solchen, war nicht nötig. Wer als „schädlicher Mann“ galt, galt auch als Täter. Und wie leicht wurde man damals zum schädlichen Mann. Jedermann, der sich Jahr und Tag in „bösen Lünd“ befand, d. h. dem man eine verbrecherische Handlung vorwarf, ohne daß er sich gegen den Vorwurf vor einem Gerichte zu wehren oder ihn dort zu entkräften vermochte, galt als solcher. Daher sagt das Herrschaftsrecht von Wilron: „Item wer Jar und tag in einem bösen Lünden ist unversprochen, der im gat an Er und an leben unversprochen, der het sich selben bezügel und mag man ab im richten nach sinen bösen lünden und in ab rath und ab gericht setzen und im da fürhin nit glauben und sol auch nieman schäd noch gut sin an kleinen rechten, es wer denn, daß in ein Richter oder ein Gericht older suft ehastige Rot sunte, daß er sich nit könnt older möchte versprechen, dann solls im nit schaden, er muß aber das fürbringen.“ — Gelang aber eine veruchte Reinigung nicht, entweder weil der Angeschuldigte bei der vielleicht geradezu tödlichen Anklage überhaupt keinen Beweis seiner Unschuld zu führen in der Lage war, oder weil es ihm nicht glückte, für seine Unschuld die nötigen Eideshelfer aufzutreiben, blieb er „ein schädlicher Mann“. Sein Schicksal war beim ersten, besten Vorkommnis besiegelt. Mit ihm machte man kurzen Prozeß. „Es ist auch unser Landrecht (Enllibuch 1873), daß sieben Wiederränner, denen Eid und Ehre wohl zuzutragen ist, wohl mögen einen schädlichen Menschen vom Leben zum Tode durch ihre Aussage bringen.“

In der Tat eine geradezu furchtbare Methode der Urteilsfällung. Denn sie mußte, abgesehen von dem Wanken des Zufalles selbst bei aller Ehrenhaftigkeit der Eideshelfer, der persönlichen Urteilsfällung, dem persönlichen Hasse und der Voreingenommenheit Tür und Tor öffnen. Es konnte kein bequemeres Mittel geben, als das Uebersieben, um mißliebige oder lästige Personen um die Erde zu bringen. Und gerade diese schandbare Möglichkeit machte das Uebersieben der damaligen Rechtsprechung so lieb und wert. In voller Offenheit heißt es hierüber in der bischöflich-Konstanziischen Gerichtsordnung für Klingnau und Jurach: „Wenn in diesen Tvingen jemand in so bösem Argwohn und Lünden fällt, daß er am Leben zu strafen wäre; so sollen die bischöflichen Amtsleute zugreifen, Rechtstag ansetzen und selben dem Vogte verkünden. Wird der Mißetäter mit Kundschaft überwunden, welcher Beweis in Gegenwart des Vogts zuerst versucht werden soll, so sollen die Amtsleute ihn mit Leib und Gut und mit dem Stab dem Vogt überantworten und nicht weiter fragen noch richten. Ist kein Zeugenbeweis erhältlich, und will der Mißetäter nicht „verlehen“, ist aber der Argwohn so stark, daß die Person „ohne Fragen“ nicht billig zu lassen wäre, so soll man sie in Gegenwart des Vogts „an eyn seil legen und si damit elder in ander wis so nach fragen, daß es genug ihe und in massen als daß nach dem bösen lünd gebürlich und billig ist“. Kann der Uebelbeseumdete mit Recht nicht „umgebracht“ werden, so haben die bischöflichen Amtsleute in Weisheit

des Vogtes dafür zu sorgen, daß er nicht „schädlich“ werde“, d. h. man stach ihm die Augen aus, hieb ihm einen Fuß oder eine Hand ab und andere Lieblichkeiten mehr. Ebenso brutal lautet die Urkunde, mit welcher König Benzol der Stadt Luzern den Blutbann verleiht. „und verleihen ihnen vollkommen Macht und Gewalt, daß sie einen jeglichen schädlichen Menschen, der in ihr Gefängnis nach Luzern kommt mit bösem Leumund, den Leib abgewinnen mögen, wenn es Rat oder Schöffen oder deren Mehrheit auf ihren Eid dünkt, daß der Leumund so groß und so stark sei, daß man billig richte über seinen Leib, denn ein solches unterlasse und daß er damit seinen Leib verloren habe. Auch sollen sie es in ihrer vollen Gewalt haben, einen jeden ihrer Bürger oder sein Kind oder seine Fremde oder seinen Knecht, wenn sie erfahren und inne werden, daß er so ungeraten sei, daß es sie dünket, daß es für seine Ungeratenheit besser sei, er sei todt denn lebendig, daß sie einen solchen, der in der Stadt und dem Gerichte von Luzern gefessen ist, verurteilen mögen, ihn von einem Turme zu stürzen oder ihm einen anderen Tod zu geben, je nachdem sie beschließen“.

Kein Wunder, daß die durch das Uebersieben verursachten Justizmorde zum Himmel schrien, zumal in den Städten, die sich mit diesem Mittel politische Feinde und einen Teil des lästigen Proletariats vom Halse zu schaffen suchten. So schlimm wurde die Sache, daß 1496 das Reichskammergericht beim Reichstage Beschwerde führen mußte, wie täglich Klagen eingingen, „daß sy lut onverschuld, on recht vnd redlich ursach zum Tode verurteilen und richten lassen haben“. Bei dieser Art der Urteilsprechung nahm natürlich die Rechtsunsicherheit immer mehr zu; denn zumal gegen reiche oder sonst mächtige Verbrecher fanden sich nicht so leicht Eideshelfer. Wohl aus diesem Grunde suchte sich 1498 ein kaiserliches Mandat in Lüneburgischen das Uebersieben wenigstens einzuschränken, „damit das Uebel gestraft, der gemeine Nutzen gefördert und den Rechten seinen Lauf gelassen werde“.

Ebenso schaffte die Bamberger Halsgerichtsordnung 1507 das Uebersieben ab, während die Carolina, das von Karl V. eingeführte erste allgemeine deutsche Strafgesetzbuch, mit Stillschweigen darüber hinwegging. Aus diesem Grunde dauerte das Uebersieben noch bis in das 18. Jahrhundert hinein. So wurde 1732 zu Emmendingen das Urteil gegen einen Gotteslästerer durch Uebersieben herausgebracht. Es heißt darin: „Obwohl der Malefiant die zu Dreyen verschiedenen Malen begangene Gotteslästerung nach Ausweis des Besiehungensprotokolles nicht so vollkommen eingestanden, dagegen aber durch unverwerfliche Zeugen nach abgeschworenen Eiden in Confrontatione dessen überwiesen usw.“

Kunst.

* **Fritz Thaulow**, ein bekannter norwegischer Maler, ist in Volendam (Holland) gestorben. Thaulow gehörte zu den nordischen Künstlern, die früh der impressionistischen Richtung in der Malerei sich anschlossen. Er war in Christiania 1847 geboren und hatte seine Ausbildung in Karlsruhe und dann in Paris genossen. Besonders die Küsten der Nordsee, Meeresstimmungen und Eindrücke aus den Hafenstädten in der Normandie usw. lehren in seinen kraftvoll und breit gemalten Bildern wieder. Auf deutschen Ausstellungen war Thaulow, der seit langen Jahren in Paris und Nordfrankreich lebte, öfters vertreten.

* **Edmund Harburger**, der Münchener Maler und Zeichner, ist in einem Alter von 60 Jahren gestorben. Als Zeichner der „fliegenden Blätter“ erfreute er sich einer breiten Popularität. Die kräftigen Zeichnungen, in denen er mit Humor und ausgeprägter Charakteristik Typen aus dem bayerischen Volksleben festhielt, bildeten auch für den, der das alt gewordene Witzblatt sonst nicht mehr liebte, immer wieder eine Quelle heiteren Genusses. Die dickkopften, breiten, stämmigen Figuren Harburgers, diese aufgequollenen Schänkelner, Metzger, Bierwurz, Granthuber, den Herrn Amtsrichter und den Angellagten sah man in den mannigfachen Variationen immer gern einmal wieder. Volksähnlichkeit und Unwirklichkeit war dieser Welt Harburgers auf die Stirn geschrieben. In den „fliegenden“ wird man seinen Stiff vermiffen. Als Maler trat Harburger weniger hervor. Er war noch durch die Schule der Historienmalerei gegangen, die sein Lehrer Lindenbäum vertrat. Er bevorzugte in seinen Gemälden dieselben kerben Stoffe und starkknochigen Menschen, wie in seinen Zeichnungen. Weinproben, Baurruprügeleien, Wirtschaftszenen u. dergl. hat er in Bildern festgehalten, die immer auf eine sehr wenig farbige braune oder graue Harmonie gestimmt sind. Einige davon hängen in der Münchener Neuen Pinakothek. Mit einem gewissen Recht hat ihn einen bayerischen Drouver genannt, wenn der alte Holländer seinen späten Nachfolger auch an Kraft und Ausbruch übertraf. Harburger war am 4. April 1848 in Eichstädt (Mittelfranken) geboren.

Geographisches.

Pearys Nordpolfahrt. Die „Frankf. Ztg.“ berichtet über Pearys im Endesent mißglückten Versuch, den Nordpol zu erreichen:

Als Peary 1902 nach vierjährigem Aufenthalt im Norden des arktischen Amerika ohne nennenswertes Ergebnis für seine Hauptaufgabe zurückkam, konnte man annehmen, er werde für eine Wiederholung seiner Polstürmerei wohl auch in Amerika kein Verständnis und keine Mittel mehr finden. Das war indessen ein Irrtum. Peary nahm die Agitation sofort wieder auf.

Es gelang Peary, seine Landsleute nachmals für seine Pläne zu interessieren, und seine Wäcane, die im „Peary Arctic Club“ vereinigt sind, brachten das Geld für eine neue große Expedition in Höhe von gegen 700 000 Mk. auf. Es wurde ein tüchtiges Eisküch gebaut, das im Frühjahr 1905 vom Stapel lief und den Namen „Roosevelt“ erhielt: ein Dreimaßschoner von 614 Tonnen Ladefähigkeit, 55,5 Meter lang, 10,8 Meter breit und mit starker Maschine. Die Ausrüstung war auf zwei Jahre berechnet. Zu ihr gehörte auch eine Einrichtung für drahtlose Telegraphie. Peary wollte in Westgrönland einige Stationen einrichten und so verbinden, über Labrador mit der Heimat in Verbindung zu bleiben. Dieses Ausrüstungsstück hat aber entweder verlegt, oder Peary hat aus Zeitmangel die Stationen nicht angelegt. Mit der „Roosevelt“ gedachte Peary bis vor die Nordküste von Grantland oder Grönland vorzubringen. Sollte ihm das noch im Laufe dieses Jahres gelingen, so wollte er nach der Heberwinterung bereits im Februar 1906 mit den von Etah mitgebrachten Eskimo und Hunden gegen den Nordpol aufbrechen; wenn nicht, dann erst im Februar 1907.

Am 12. Juli 1905 verließ die „Roosevelt“ den Hafen von New York. Einige Wochen später erreichte sie die Niederlassung der Etah-Eskimo am Smithund. Hier nahm Peary nicht weniger als 68 Eskimo — Männer, Frauen und Kinder — mit ihren Hunden, 250 an der Zahl, an Bord. Wenn die Männer — so rechnete er — ihre Familien in der Nähe wählten, so würden sie ihm um so freudiger ihre Unterstützung leisten. Bezüglich seiner eigenen Person hat er wohl an etwas Ähnliches gedacht; denn wiederum begleiteten ihn Frau und Tochter. Am 20. August dampfte Peary von Etah ab. Das war die letzte Nachricht von ihm.

Während Sverdrup 1898 und 1899 der Ausgang aus dem Ancebeden verperrt geblieben war, kam Peary soweit wie er wollte. Er ging an der Nordküste von Grantland bei Kap Sheridan (82° 30' n. Br.) ins Winterquartier. Im Februar 1906 erfolgte ebenso programmäßig der Ausbruch mit den Schlitten. Peary hatte für diese Schlittenreise ein bestimmtes System, das er auch schon früher angewandt hatte, ebenso wie der Herzog der Abruzzen. Es beruhte darauf, daß die eigentliche Forschungsabteilung von mehreren anderen begleitet wird, die später zurückgehen, sobald ihr Zweck, der Nahrungsmitteltransport, erreicht ist; mit unverminderten Vorräten setzt dann die Forschungsabteilung allein ihren Weg fort. Peary führte zwei solcher Unterstützungscolonnen mit sich. Die Route war zunächst dieselbe, die er schon 1902 eingeschlagen hatte und auf der er damals bis zur Polhöhe 48° 17' gelangt war. Von Kap Peela aber zog Peary an der Küste entlang nach Westen bis zur nördlichsten Stelle von Grantland, dem Kap Columbia (87° 07' n. Br.), und von hier direkt nordwärts. Doch wurde er immer mehr nach Osten abgedrängt, da das Eis, wie er schon 1902 hatte beobachten können, nach dieser Richtung sich bewegte. Zwischen dem 84. und 85. Breitengrad wurde Peary durch offenes Wasser sehr behindert. Jenseits des 86. Breitengrades verlor er durch einen sechstägigen Sturm, der das Eis durcheinanderschob, die Verbindung mit seinen beiden Unterstützungsabteilungen. Der fernste erreichte Punkt lag unter 87° 06' n. Br., also noch 320 Kilometer vom Nordpol entfernt. Hier gab Peary den Kampf mit dem Eis und der immer stärker werdenden östlichen Drift auf und lieferte das kaum minder harte Rückzugsgeschäft. Die Heimreise war ein beständiges Ringen mit Eis, Sturm und widrigem Winde; sie führte zudem nicht nach dem Ausgangspunkt zurück, sondern Peary trieb zur Nordküste Grönlands. Die Nahrungsmittel wurden knapp und es mußten die Hunde herhalten. An der grönländischen Küste entlang und über den Robeson-Kanal ziehend, erreichte Peary sein Schiff. Auch die beiden anderen Abteilungen, die nach der Kreuzzug umgekehrt waren, hatte die östliche Drift an die Nordküste Grönland gebracht, und eine von ihnen wäre dem Hunger nahezu erlegen. Es wurde dann noch eine Schlittenreise an der Nordküste von Grantland nach Westen ausgeführt. Peary ging in dessen noch ein Stück weiter west- oder nordwärts und fand unter dem 100. Meridian die Küste eines neuen Landes auf.

Wie die „Heerstraße zum Nordpol“ auf der Smithsundronte aussieht, wissen wir aus den Erfahrungen Nathans von der Rares-Expedition (1876/76) und auch aus früheren Schilderungen Pearys. Streden ebenen Eises wechseln mit 20 bis 30 Meter hoch aufgeführten Eiseisbarrieren und Feldern ab, über die man nur unter aufreibenden Mühseligkeiten und großem Zeitverlust hinwegkann, oder die umgangen werden müssen. Hierzu kommen noch eine Menge offener Stellen, die zu Umwegen zwingen, und die Drift nach Osten, die einen Teil des Ergebnisses der Anstrengungen zu nichte macht. Die Entfernung vom Kap Columbian bis zum Pol beträgt aber in gerader Richtung 750 Kilometer! Es scheint, Peary hat die Nutzlosigkeit eines zweiten Versuches eingesehen, sonst wäre er noch ein Jahr draußen geblieben. Nun hat also allein Wellmann mit seinem Luftschiff das Wort.

Nur ganz beiläufig erwähnt Peary seinen Zug nach Westen und die Entdeckung neuen Landes. Diese Entdeckung ist aber von hohem Interesse, und wenn Peary, wie es scheint, dessen Ausdehnung nicht zu erschöpfen vermocht hat, läßt sich das nur aus dem Zeitmangel erklären. Er hat wohl selbst nicht geglaubt, im Norden der von Sverdrup entdeckten Inseln noch Land zu finden. Die jetzt unterwegs befindlichen Expeditionen Harrisons und Riffelens

rechnen mit der Wahrscheinlichkeit von Inseln im Westen des Barryarchipels, weniger damit, daß sie sich bis in hohe Breiten fortsetzen. Die Entdeckung Pearys aber läßt diesen Schluß zu, und so geht man wohl kaum in der Annahme fehl, daß dieses „neue Land“ neue Expeditionen veranlassen wird, die seine Ausdehnung feststellen werden. Reicht es weiter nordwärts als die Nordküsten von Grantland oder Grönland, so wäre damit eine günstigere Operationsbasis für Schlittenreisen nach dem Pol gewonnen, als sie alle bisher bekannten Polarländer bieten. Vermutlich wird Pearys weitere Agitation hier einsehen. Viel wichtiger aber ist die Erforschung dieses neuen Landes selbst: die Lösung der Frage, ob es in den unbekanntem Teilen der amerikanischen Arktis Land gibt und wie weit es sich ausdehnt, ist das letzte große Entdeckungsproblem der Nordpolarzone.

Technisches.

k. Ein Haus ohne Schornstein. Eine ideale Hauseinrichtung, die bereits ein gut Stück von den Utopien zukünftiger Lebensgestaltung verwirklicht, wird in New York eingerichtet werden. Das Gebäude, das zunächst zu wissenschaftlichen Zwecken von der „Allgemeinen elektrischen Gesellschaft“ errichtet wird, bedarf keines Schornsteins, da die Elektrizität Kohle und Gas ersetzt. In den Küchen werden elektrische Öfen aufgestellt und alle Räume werden elektrisch geheizt. Die Türen öffnen und schließen sich auf den Druck eines elektrischen Knappes hin, die Waschlüge im Souterrain ist mit allen möglichen elektrischen Vorrichtungen versehen; selbst die Rasenwalzen für den Garten werden mit Elektrizität betrieben. Durch Elektrizität werden auch bei Einbrüchen Alarmsignale abgegeben, die in höchst ingenieuser Weise vorgesehen sind. Das Haus ist so stark mit Drähten versehen, daß die Anbringung von Warnungssignalen erforderlich ist für Leute, die sich den Räumen nähern, wenn die Hausgenossen zu Bett gegangen sind.

Humoristisches.

— Furcht vor Kanzlermemoiren. Eine Deputation aus Berlin überbringt dem Dorstrottel Matthias Hierangl die Ernennung zum Reichskanzler, weil er weder lesen noch schreiben kann.
— Die Pfarrmagd. „Ja, was Diandl, Dein Dienst hast verlor'n am Pfarrhof, und no dazua wegna schlechten Lebenswandel?“ — „Der geistli Herr war mit mein Lebenswandel scho z'frieden g'wes'n; bloß mit dö Anecht war er eahm z' schlecht!“ („Simplicissimus“.)

— Verwandtes. Gefängnisdirektor: „... Sie wollen also während Ihrer Strafzeit eine Beschäftigung! ... Was hatten Sie denn für einen Beruf?“

— „Ich war Cellist in einem Orchester!“

— „Nun, dann können Sie im Hof Holz sägen!“

— Moderne Hüte. Söhnchen: „Mütterchen, was wirst Du heute zum Ausfluge aufsehen? Das Blumenbüschchen oder das Vogelhäuschen?“

— Zugführer: „Einssteigen, meine Herrschaften, einsteigen! 's Bügle ich fast nimmer zum halte!“ („Reggendorferblätter“.)

Notizen.

— „Primitive Bühne“ nennt sich eine Vereinigung Berliner Künstler und Kunstfreunde, die — eine Art Gegenpol zu Reinhardt — die Bühnenkunst wieder auf einfachere Formen zurückführen wollen. Im Sezessions-Theater wird alle Monat eine Vorstellung stattfinden.

— Kindervorstellungen zu bedeutend ermäßigten Preisen bereitet das Vorhng-Theater vor. Am Sonnabend, den 10. d. M., wird „Kotläppchen“ aufgeführt.

— Die deutsche Erstaufführung der Oper „Sibirien“ von Giordano (Text von Züca, überetzt von Keigel) erzielte in Stuttgart entschiedenen Erfolg.

— Ein antimilitaristisches Theaterstück: „Wiribi“ von Georges Darien und Marcel Luras, ein nervenerschütterndes Anlagendrama, das die unerhörten Mißstände in den afrikanischen Strafbataillonen geißelt, machte im Pariser Théâtre Antoine in einer höchst packenden Darstellung starken Eindruck.

— Frau Curie, die von der Pariser Universität mit einem Lehrauftrag für Physik an die Stelle ihres verstorbenen Mannes berufen wurde, eröffnete in der Sorbonne ihre Vorlesungen.

— Eine photographische Weltausstellung soll von Mai bis September 1910 in Dresden stattfinden. Das gesamte Gebiet der Photographie wird dabei vorgeführt werden.